

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Zeidner, Lisa
Die falsche Braut

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Christel Dormagen

© Suhrkamp Verlag
suhkamp taschenbuch 4436
978-3-518-46436-6

suhrkamp nova

Lisa Zeidner

**DIE
FALSCH
BRAUT** Roman

Aus dem
amerikanischen Englisch von
Christel Dormagen

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:

Love Bomb

First published by Sarah Crichton Books,
Farrar, Straus and Giroux, New York 2012

Für Dorothy Zeidner

1926-2009

Erste Auflage 2015

suhrkamp taschenbuch 4436

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2015

Copyright © 2012 by Lisa Zeidner

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlagfotos: Adam Smigielski/Getty Images (Stiefel),
Tsuneo Yamashita/Getty Images (Blumen)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46436-6

DIE FALSCH BRAUT

*Helen Burns
und
Dr. und Mrs. Jacob Nathanson
und
Salome und Delbert Billips jr.*

laden Sie ein zur Hochzeit von

*Jess Nathanson
und
Gabriel Billips*

*am Samstag, dem 19. Juni 2012
Rosewood Lane 106, Haddonfield, New Jersey
Anschließend Empfang*

*Anstelle von Geschenken
bittet das Brautpaar um Spenden für
Ärzte ohne Grenzen*

DRINNEN

Die Braut trug nicht Weiß. Aber die Terroristin.

Die Braut trug ein dunkelblaues, tailliertes Cocktailkleid, schimmernd und glänzend wie eine ölverschmierte Ente. Die Terroristin trug ein absolut klassisches Brautkleid aus weißem Satin und Spitze, komplett mit Schleier.

Die Gäste hatten sich, in Erwartung der Braut, schon im großen Salon versammelt. Bis zu diesem Moment hatte nur eine Schlechtwetterprognose das Ereignis beeinträchtigt, weshalb die Zeremonie jetzt drinnen stattfand. Braut und Bräutigam, denen man aus ebendiesem Grund von einer Sommerhochzeit im Freien abgeraten hatte, schienen das nahende Unwetter nicht nur stoisch zu nehmen, sondern wirkten darüber hinaus ausgesprochen heiter; und als das Gewitter dann ebenso plötzlich abzog und die Sonne wieder durchbrach, glaubten manche Gäste, eine höhere Macht habe ein Zeichen und einen Wink oder dem Ganzen sogar ihren persönlichen Segen gegeben.

Alle, die nicht gut stehen konnten, hatten sich gesetzt. Anstatt der vertrauten Klänge von Pachelbels Kanon hörten die versammelten Gäste jetzt draußen eine Reihe von Geräuschen, die nach einem Bohrschrauber klangen. Während sie die Köpfe zu dem Krach hin drehten, betrat nicht Tess, sondern die Terroristin den Raum. Sie kam durch die Terrassentür am anderen Ende des Raums, die in den Garten führte. Wie über einen Laufsteg marschierte sie nach vorn. Dann drehte sie sich mit Schwung zur versammelten Menge um, sodass alle, inklusive Hochzeitsfotograf, einen langen Blick auf sie werfen konnten.

Zu dem Hochzeitskleid trug die Terroristin eine alte Gasmasken aus dem Zweiten Weltkrieg, unförmig wie ein Tauchergerät. Ihre Augen konnte man nicht sehen, weil sie über der Gasmasken eine verspiegelte Sonnenbrille trug. Ihr

Schleier war viel zu schwer für eine Braut und glich eher einer Burka. Von der Gasmasken lief ein Draht zu einem kleinen schwarzen Kästchen an ihrem Arm, das an einem Fitness-Armband für einen iPod befestigt war. An dem Kästchen blinkte ein kleiner Leuchtknopf.

Weil ihre Arme nackt waren und ihr Kleid trägerlos, konnte man das Kästchen ziemlich gut sehen. Der Arm war eindeutig ein weiblicher Arm. Ein sehr muskulöser weiblicher Arm. Diese Frau hatte ordentlich viel Zeit an Kraftmaschinen oder mit Gewichten verbracht, würden die jüngeren Männer später, als ihre Arme zu einer zentralen Frage wurden, übereinstimmend feststellen: Wieso hatte keiner ihrer Bekannten oder Freunde diese Arme, diese Hände wiedererkannt? Gut, vielleicht war sie dick gewesen, bevor sie sich, beim Training für diesen großen Horrorauftritt, bis spät in die Nächte mit Klimmzügen gequält hatte. Aber hätte die fragliche Person – die Person, der sie Schaden zufügen wollte, die Person, die dafür verantwortlich war, dass vierundfünfzig unschuldige Menschen in Lebensgefahr gebracht wurden – sie nicht trotzdem an ihrer Hautfarbe, ihren Ellbogen erkennen müssen?

Das schwarze Kästchen war praktisch der einzige dunkle Gegenstand an ihrem Körper, man sollte es also sehen, ebenso wie ihre Stiefel. Der Saum des Hochzeitskleids war offenbar absichtlich zu kurz, weshalb nicht nur die Schuhspitzen hervorschauten, sondern die kompletten klobigen Dinger. Die Terroristin trug Arbeitstiefel mit Stahlkappen, wie Straßenarbeiter oder Kabelleger, aber sie waren mit Hilfe einer Schablone weiß besprüht worden und zeigten ein Muster wie aus weißer und cremefarbener Spitze. Auch die Schnürsenkel waren weiß besprüht.

Es wäre so einfach gewesen – im Grunde viel einfacher –, weiße Schnürsenkel zu kaufen. Die verkrustete Farbe auf den Bändern war irritierend und machte die Schuhe zu

Objekten, die eigentlich in ein Museum gehörten, unter einer großen Plexiglashaube als Kunst ausgestellt.

Der Schleier war so lang, dass er ihre Taille zum Teil verdeckte, weshalb man, während sie nach vorne lief, nur aus einem bestimmten Blickwinkel ihren Gürtel sah, der ausschließlich aus Patronen zu bestehen schien. Etwas hing oder klemmte daran wie ein Mobiltelefon – etwa eine abgesägte Schrotflinte? Dies hier war zwar kein *Soldier-of-Fortune*-Treffen, aber es schien sich tatsächlich um eine abgesägte Schrotflinte zu handeln.

Trotz der Waffe nahm niemand die Terroristin anfangs ernst. Fast alle dachten eher an eine etwas bemühte Performance. Tess und Gabriel hatten beide ein großes Geheimnis um die Hochzeit gemacht und nur verraten, dass es »eine intime Angelegenheit« werden würde. Die älteren Gäste – die gerade in Zeiten wie diesen an den Wert von Ritualen glaubten und entschieden die Meinung vertraten, die eigene Hochzeit sei der denkbar ungeeignetste Moment für kreative Einfälle – zeigten ein nachsichtiges Lächeln. Viele Freunde des Brautpaares wirkten aber auch echt begeistert.

Nicht dass sie unbedingt eine bewaffnete Braut mit Gasmaske gebraucht hätten, um das Fest angeregt, vergnügt und dankbar, dass sie dabei sein durften, zu genießen. Die Schwester des Bräutigams, die Schauspielerin Miranda Mobley, war in Begleitung ihres aktuellen Liebhabers erschienen, des bekannteren Schauspielers Trevor Hunter, Star einer endlosen Fernseh-Krimiserie und diverser Actionfilme mit komischem Einschlag. Nach dem Anschnitt der Hochzeitstorte würde Mirandas Wagen – das Schauspielerpaar war in einer Stretchlimousine mit Fahrer gekommen – die beiden rechtzeitig zu ihren Mitternachts-Talkshows zurück nach Manhattan bringen. Jetzt saßen die beiden Prominenten jedenfalls ruhig auf ihren Plastikstühlen.

Und als die versammelten Gäste sich suchend nach Braut und Bräutigam umdrehten, schauten sie immer wieder auf die Filmstars. Die meisten hatten nämlich im ersten Augenblick gedacht, Miranda sei die falsche Braut – im Kostüm der selbstironischen Brautjungfer.

Als sie nun Miranda in der Menge entdeckten, glaubten sie, Tess sei die Terroristin. Denn auch wenn Tess die Gäste bei ihrer Ankunft persönlich begrüßt hatte, hätte sie sich in ihrem alten Kinderzimmer leicht umziehen können. Ein oder zwei Gäste lächelten und blickten sich suchend nach dem Bräutigam um, der doch sicher auch verkleidet war. Aber Gabriel in seinem Hochzeitsanzug schien genauso verblüfft wie alle anderen. Weshalb sie wiederum vermuteten, seine Verwirrung sei ebenfalls Teil der Performance, sogar dann noch, als er sich den Hals verrenkte, um nach seiner zukünftigen Frau zu suchen.

Auch Tess, die in ihrem blauen Kleid ganz hinten im Gedränge stand, war nur eine Zuschauerin. Also keine Kunst-Braut. Und diese echte Braut wirkte mit ihren aufgerissenen Augen noch ratloser als Gabriel.

Sie hatte sich zur Catering-Mannschaft an der Tür gesellt, zu den beiden Köchen, einem Ehepaar mit den vorgeschriebenen hohen weißen Mützen, weißen Nehru-Jacken und kursiv auf die Brusttaschen gestickten Namen sowie den fünf jungen Servierkräften, die in ihren Uniformen aussahen wie Pinguine.

Als die Terroristin mit durch die Gasmaske gedämpfter Stimme und im Ton einer Nachrichtensprecherin verkündete: »Jeder, der noch steht, sucht sich einen Stuhl«, begannen alle zu lachen und zu klatschen, jedenfalls fast alle.

Helen Burns, Gastgeberin und Mutter der Braut, entdeckte rasch Tess in der Menge, dann Gabriel. Dann ihren Sohn Simon und ihre drei Enkel. Dann ihre zitternde Mutter im Rollstuhl, die ihr übliches Gesicht machte, zwischen unbekümmert und gottergeben.

Auch die Afrikaner schienen nicht begeistert zu sein. Die vier Freunde des Brautpaars, ein Ehepaar und zwei einzelne Männer, die extra aus dem Tschad und aus Mali angereist waren, waren Helen vorgestellt worden, doch sie hatte sich ihre langen fremdländischen Namen nicht merken können. Diese ausländischen Gäste mochten sich in amerikanischen Hochzeitsbräuchen vielleicht nicht hinreichend auskennen, doch sie wussten sehr wohl eine echte Flinte von einer Attrappe zu unterscheiden. Ebenso wie vermutlich der Großvater des Bräutigams, der alt genug war, um in diversen echten Kriegen gekämpft zu haben. Helen bemerkte, dass Delbert Billips sen., ohne den Kopf zu sehr zu bewegen, offenbar gerade sämtliche Ausgänge des Raums auskundschaftete. Sie registrierte außerdem, dass die fremde Frau ihn nicht beachtete, was bedeutete, dass sie, wer immer sie sein mochte, nichts mit der Familie des Bräutigams zu tun hatte, denn wer eine Geiselnahme als Kunstaktion inszenierte, würde doch einen Mann mit Kampferfahrung mit einplanen.

Ebenfalls keineswegs amüsiert: die Dienstleister für psychische Gesundheit. Helen Burns, die Brautmutter, war eine einfache Therapeutin mit Dokortitel. Aber der Vater der Braut, der Großvater des Bräutigams mütterlicherseits sowie eine Handvoll weiterer Hochzeitsgäste waren Psychiater, die sofort und auf der Stelle Thorazine verschreiben oder eine Zwangseinweisung beantragen konnten. Sie fanden nicht, dass diese Frau besonders kreativ war. Sie hielten sie eher für schizophran. Allein aufgrund ihrer Aufmachung hielten sie sie für schizophran. Die Aufmachung schrie nach geschlossener Abteilung.

Es gab nicht genug Stühle für alle. Das Zimmer – Helen nannte es das nicht-ganz-so-große Zimmer – war zu klein für diese vielen Menschen. In Panik wegen des drohenden Regens hatten sie einen Hilferuf an Simon, den Bruder der

Braut, geschickt und zusammen mit der Catering-Truppe im Haus provisorisch Raum für das Buffet geschaffen, in der festen Überzeugung, dass der Regen aufhören würde und man dann wieder nach draußen unter das Zelt gehen konnte. Helen war sehr verärgert. Es war lächerlich. Wer will schon eine Hinterhofhochzeit! Selbst wenn es *nicht* regnete, wer braucht denn Mücken, Ameisen, Hitze und Feuchtigkeit! Doch dann war der Regen ausgeblieben, und Helen begriff, dass ihrer Tochter gerade dieses Improvisierte an der Hochzeit gefiel, als könnte es sie davor schützen, zu viel Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Statt schlechtem Wetter hatten sie jetzt einen bewaffneten Eindringling mit Gasmasken.

»Okay«, sagte die Terroristin, »die Übrigen können sich hinter und neben den Stühlen aufstellen. Zuerst –« Sie wurde von einem klingelnden Telefon unterbrochen. Heutzutage stellen die Leute ihre Mobiltelefone nicht mehr ab, selbst für eine Hochzeit nicht. »Oooh, das ist ja ein *total alberner* Klingelton«, konstatierte sie. Viele lachten, während die Missetäterin ihr Handy auf Vibration stellte. »Wir werden jetzt unsere Handys ausmachen. Nicht auf Vibrationsfunktion, sondern ganz und gar aus. Versucht, eine Weile ohne eure Telefone auszukommen. Lasst es uns gemeinsam machen. Ich zähle bis drei«, und die Gäste fügten sich und lachten erneut über das Durcheinander der verschiedenen Abschaltöne.

»So«, sagte sie, »und jetzt lasse ich einen Hut herumgehen«, wobei das Wort *Hut* unter der Gasmasken so undeutlich klang, dass es kaum zu verstehen war. Woher der Hut so plötzlich kam, war unklar – von irgendwo unter dem Zauberschleier, oder aber er war schon vorher im Raum deponiert worden, angesichts dessen, was bald darauf geschah, durchaus möglich. »Würdet ihr jetzt alle eure Handys durch die Reihen zum Gang durchreichen und in den

Zylinder legen. Reicht sie einfach weiter. Das war's. Danke. Wenn du mir helfen möchtest, Süße« – das galt dem Blumenmädchen, das völlig begeistert schien über die Aussicht auf solch ein, ganz klar, lustiges Spiel –, »dann musst du die Blumen weglegen. Ja, der ist schwer. Es ist ein Hut für Zauberer, passt mehr rein.«

Einige Gäste wollten sich nicht von ihren Handys trennen. Ein Psychiater-Freund des Brautvaters wies darauf hin, dass die Mobiltelefone doch alle gleich aussähen. Er sagte, ohne seine Adressenliste wäre er verloren.

»Machen Sie sich deswegen keinen Sorgen, Sir; wir werden sie später bestimmt wieder auseinandersortieren können.«

»Ich fühle mich nicht besonders wohl dabei«, sagte der Psychiater in einer Lautstärke und so langsam, wie nur ein sehr schlechter Psychiater mit einem kranken Menschen sprechen würde. Helen wusste, dass er eigentlich gar kein so schlechter Psychiater war, aber jetzt unter Stress stand. »Könnten Sie mir bitte sagen –«

Die Frau kam näher, beugte sich über ihn und griff blitzschnell mit der Hand zur Flinte an ihrem Gürtel. Wäre dem Psychiater aufgefallen, wie wenig das matte Metall des Gewehrs zu ihrer French Manicure passte, wäre das ein weiterer Beweis für seine Diagnose gewesen.

Er übergab sein Handy, genau wie die anderen, die eben noch gehofft hatten, sich ihrer Beteiligung an diesem Akt der Performance still und leise entziehen zu können.

Die Terroristin sah sich streng um. »Wer hat seins noch?«

Niemand antwortete. Später würden sie sich darüber wundern, dass keiner so geistesgegenwärtig gewesen war, sein Handy zu behalten; ihre Geiselnnehmerin hatte sie ja nicht gezählt.

Sie drängte sich zwischen den Gästen durch und musterte die Männer mittleren Alters besonders aufmerksam.

Sie blickte ihnen im Vorbeigehen tief in die Augen. Die Männer konnten sich in ihrer Sonnenbrille sehen. Bei einem Gastroenterologen, einem alten Freund des Brautvaters, den dieser schon seit dem Medizinstudium kannte, blieb sie stehen und starrte ihn finster an. Vielleicht war auch nur ihr Blick finster. Wenn man die Augen des anderen nicht sieht, lässt sich das schwer feststellen, weshalb man in vielen Banken jetzt Verbotsschilder für Sonnenbrillen und Hüte sieht. Trotz des 11. Septembers und seiner Folgen, trotz des legendären Muts all der Männer in der gekidnappten Unglücksmaschine auf dem Flug nach Washington kann man heute immer noch Banken überfallen, ohne mit einer Pistole herumfuchteln zu müssen. Heutzutage reicht ein kleiner Zettel.

»Aber ich habe Bereitschaftsdienst«, sagte er.

Sie machte die klassische Handbewegung, die jeder verstand: Rück es raus.

»Nein«, sagte der Gastroenterologe.

Verärgert straffte die Frau die Schultern. Sie marschierte zu der Riesenkonsole mit Helens Fernseher und DVD-Player, dem bis auf die Couch einzigen Möbelstück, das nicht in die Garage gekarrt worden war, um Platz für die Stühle zu schaffen. Aus dem Hohlraum zwischen Konsole und Wand – das Möbelstück hatte sich wegen des irritierenden Gewirrs von Kabeln und klobigen Steckern nie bündig an der Wand anbringen lassen – zog sie eine Schusswaffe und einen Müllsack. Sie schob den Plastiksack in ihren Gürtel mit der Flinte, marschierte zurück zu dem Gastroenterologen und hielt ihm das Gewehr an die Stirn.

Er gab ihr sein iPhone.

Zu diesem Zeitpunkt waren etwa vier Minuten vergangen. Das Gewehr markierte einen entscheidenden Wendepunkt. Der Ton änderte sich ebenso entschieden wie das Wetter. Alle, die bisher geglaubt hatten, es handele sich um

Theater, wurden jetzt eines Besseren belehrt. Selbst die, die immer mehr davon überzeugt waren, dass hier Guerilla-Theater stattfand – das Gewehr ungeladen, die Frau eine Freundin des Bräutigams, eine Studentin von der Filmhochschule, das Ganze quasi ein Kommentar zum Widerspruch zwischen sattem Westen und dem Elend, das Tess und Gabriel bei den Ärzten ohne Grenzen in Mali, wo sie sich kennenlernten, erlebt hatten –, mussten jetzt zugeben, dass sie Angst hatten.

Ebenso beunruhigend wie das Gewehr war die Tatsache, dass es im Haus versteckt worden war. Was bedeutete, dass diese Person Zugang zum Haus gehabt hatte. Helen, die hier wohnte, wunderte das allerdings weniger. Wie fast alle Einwohner dieses idyllischen, wohlhabenden Nests in New Jersey verschloss sie nur selten ihre Türen. Jeder konnte sich also Zugang zum Haus verschaffen – ihr Rasenpfleger ebenso wie Jugendliche von der Highschool, die einen Platz zum Partyfeiern brauchten. Ihr uralter Golden Retriever wirkte nicht besonders abschreckend. Wer immer ihr Haus betrat, kam auch an ihre persönlichen Dateien im Computer, an die Kreditkartennummern auf ihren Rechnungen, ihre verschreibungspflichtigen Medikamente, ihre traurigen Dessous. Im Moment hielt Helen sich allerdings nicht lange bei dieser offensichtlichen Verletzung ihrer Privatsphäre auf. Denn in Wahrheit gab es da nicht viel zu verletzen. Ihr Leben war ein offenes Buch, für dessen Lektüre sich, ehrlich gesagt, niemand besonders interessierte. Verwirrender und drängender war vielmehr die Frage: Wieso?

Dass die Frau mit irgendjemandem ein Problem hatte, war offensichtlich. Dass sie selbst es nicht war, darin war Helen sich ziemlich sicher. Sie hätte auch gewettet, dass es nichts mit der Braut und dem Bräutigam zu tun hatte, obwohl ein Mensch mit eingeschränktem Vorstellungsvermögen das natürlich als Erstes vermuten würde.

In der einen Hand das Gewehr, zog die Terroristin mit der anderen den Plastiksack aus ihrem Patronengürtel und schüttelte ihn auseinander.

»Als Nächstes«, sagte sie, »möchte ich, dass die Damen ihre Handtaschen weiterreichen. Hier rein, in den Sack.«

Nur widerstrebend übergaben die Frauen ihre kleinen Handtäschchen mit den Lippenstiften, den Zahnstochern. Den Nagelfeilen aus Metall und, wer weiß, den winzigen Pfefferspraydöschen. Dem niedlichen Nähset von vergangenen Hotelaufenthalten mit Nähadeln und Sicherheitsnadeln für eventuelle Probleme bei der Kleidung und, falls nötig, auch zum Ausstechen von Augen. Die Terroristin hielt den Plastiksack auf, während die Gäste brav ihre Täschchen weiterreichten.

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte ein älterer Mann, »aber ich möchte Ihnen gern etwas sagen.«

Helen musste sich nicht einmal nach dem Redner umdrehen, um zu wissen, dass er einer der Psychiater war. Er hatte die Therapeutenstimme eingesetzt: sanft, langsam, beruhigend, schmeichelnd. Helen hatte ihn zum ersten Mal gestern Abend bei dem »Probeessen« vor der Hochzeit gesehen: Dr. Ira Needleman aus Los Angeles, der Großvater des Bräutigams.

»Meine Frau ist Diabetikerin«, sagte Dr. Needleman. »Ihr Insulin ist in der Handtasche.«

»Und?«

»Sie wollen sicherlich niemanden verletzen.«

Die Terroristin lachte theatralisch.

»Also offenbar will sie Ihnen nicht Ihre Insulinspritze lassen«, sagte ein anderer. Und zur Terroristin: »Stimmt doch?«

Das war Dr. Jacob »Jake« Nathanson, Vater der Braut und Helens Exmann, der Dr. Needleman, diesen teilpensionierten Therapeuten für Stars, für einen aufgeblasenen Scharlatan hielt.

Die Terroristin sagte ruppig: »Erraten!«

»Hören Sie«, sagte Jake. Er benutzte seine spezielle Therapie-Stimme, die Ich-werde-jetzt-nicht-herablassend-sein-und-ich-bin-kein-typischer-Therapeut-Stimme. Seine Kinder und seine Exfrau kannten sie gut. »Vielleicht sagen Sie uns einfach, was Sie wollen ...«

»Dazu kommen wir noch«, sagte die Terroristin.

»Entschuldigen Sie«, sagte Jake. »Ich habe Sie nicht ganz verstanden. Könnten Sie vielleicht die Maske abnehmen ...«

Sie ignorierte ihn. Alle Handtaschen waren jetzt in dem Müllsack. Sie schleppte den Plastiksack zur Terrassentür am anderen Ende des Raums, öffnete sie und warf ihn zusammen mit den Handys hinaus auf den Rasen. Schloss die Tür.

»Und wenn Sie nun freundlicher Weise Ihre Hände hinter dem Kopf verschränken würden. Meine Damen und Herren, ich bin heute hier –«

»Noch einmal«, unterbrach Jake sie, jetzt lauter, »ich möchte wirklich hören, was Sie zu sagen haben, aber ich könnte Sie so viel besser verstehen, wenn Sie einfach Ihre Maske abnehmen.«

»Jake«, sagte Helen nachdrücklich. »Lass sie einfach reden.«

»Danke«, sagte die Terroristin.

»Ich stimme Jake zu«, sagte ein weiterer Psychiater.

»Klappe!«, sagte die Terroristin.

Das Handtascheneinsammeln hatte weitere zwei, drei Minuten gedauert.

Auch das Folgende geschah sehr schnell, so schnell, dass man nur staunen konnte, wie die drei afrikanischen Männer ohne jede Absprache einen Coup landen konnten: Ngarta Adoulaye aus dem Tschad legte die Hände nicht auf den Rücken. Er war aufgestanden, zu allem bereit. Die fal-

sche Braut war sofort bei ihm und richtete das Gewehr auf seine Schulter. Als er wieder saß, zog sie aus ihrem Gürtel ein Armband aus Plastik. Es sah aus wie eines dieser Bänder, die Patienten im Krankenhaus bekommen, war aber größer und fester, und damit fesselte sie seine Arme hinter der Stuhllehne. Um beide Hände frei zu haben, musste sie sich für einen sehr kurzen Moment das Gewehr unter die Achsel klemmen, was ihr Dekolletée auf dramatische Weise verschob.

Guter altmodischer Sexismus: Wieso sollte man sich vor einer Person in trägerlosem Push-up-BH fürchten? Sie besaß ein Gewehr, aber es war schwer vorstellbar, dass sie damit umzugehen verstand. Wahrscheinlich war es nicht einmal geladen. Es war schlicht undenkbar, dass nicht irgendein männlicher Gast sich von hinten nähern und ihr das Gewehr aus der Hand würde winden können, während sie instinktiv aufschreien und versuchen würde, ihr trägerloses Kleid am Verrutschen zu hindern.

Es spielte sich Folgendes ab. Während sie Ngarta fesselte, versuchte ein anderer Afrikaner, Souleymane Samake aus Mali, ihr die Schusswaffe wegzunehmen. Vergeblich. Die Frau vollführte eine schnelle, versierte doppelte Bewegung, um wieder in den Besitz der Waffe zu gelangen: einen Tritt in Souleymanes Leistengegend und gleichzeitig eine beidhändige Drehung des Gewehrs. Während Souleymane sich brüllend krümmte, ging das Gewehr los. Am anderen Ende des Raums schrie die Braut auf, weil ihr jemand vom Servicepersonal beim Versuch, zur Tür zu gelangen, auf den Fuß getreten war. Die weibliche Hälfte des Catering-Teams schrie ebenfalls und fiel hin, die hochzeitstortenförmige Mütze kippte ihr vom Kopf.

Getroffen worden war sie nicht. Die Kugel war von der Wand abgeprallt und hatte, wie in einem alten Western, eine Vase vom Kaminsims gefegt. Entweder war die Terro-